

81]

Um die Freiheit.

(Nachdruck verboten.)

Geschichtlicher Roman aus dem deutschen Bauernkriege 1525
Von Robert Schweißel.

Es war Kirchweih in Rothenburg. Von dem fröhlichen Leben und Treiben, das sonst an diesem Tage in der Stadt herrschte, war heuer nichts zu spüren. Keine Maian und Tannen schmückten die Häuser, und die Bürger, die das Recht besaßen, ihren eigenen Wein auszuschänken, hatten in ihren geräumigen Vorhäusern die langen Tische und Bänke fast unsonst ausgestellt. Furcht und Erbitterung hielten die ländliche Bevölkerung fern, die sonst an diesem Sonntage in hellen Schaaren zur Stadt strömte. Den Hausirern und dem fahrenden Volk der Quackalber, Gaukler und Lustigmacher wehrte die geheime Furcht des Rathes den Einlaß. Während in seinem Hause die Pferde bereit gestellt wurden, hörte Stephan von Menzingen den Dr. Deutschlin ein letztes Mal in St. Jakob predigen. Um seinen Reise-Anzug zu verbergen, hatte er einen feinen Kamelotmantel übergeworfen. Mit Kilian Etzschlich verließ er die Kirche und blieb am Rathhause vor der Bude eines Goldschmiedes im Gespräche mit ihm stehen. „Salte die Freunde zusammen,“ so lautete sein letztes Wort. „Im Süden und Westen steigen allbereits die Wetter wieder auf.“ Da fielen plötzlich die Stadtknechte über ihn, überwältigten ihn und schleppten ihn zum Thurm, ehe er sein Schwert unter dem langen Mantel hatte ziehen können. „Helst, Ihr Bürger! Helst, Ihr Brüder!“ rief er den Leuten auf dem Marktplatz zu. Aber es rührte sich keine Hand und eine Stimme schrie: „Lieber, die Bruderschaft hat ein End!“

Nur Dr. Deutschlin fühlte Erbarmen mit ihm und bat auf der Kanzel, daß man Mitleid mit dem gefangenen Bruder haben und ihn aus dem Gefängnisse erretten möge. Da ließ der Rath auch ihn greifen und zugleich den blinden Mönch.

Florian Geher hatte schon am Abend des zweiten Feiertages vor Thoreschluß Rothenburg wieder verlassen. Er durfte seinem eisernen Körper auch noch die neue Anstrengung zumuthen. Stephan von Menzingen hatte ihn mit seinem kräftigsten Pferde beritten gemacht. Um dem Heere des Truchseß, von dem er Würzburg bereits eingeschlossen wähnen mußte, auszuweichen, ging er bei Klein-Ochsenfurt auf das rechte Mainufer über. Der abnehmende Mond kam herauf und schwanm auf der Himmelsblau wie ein Boot auf dem Wasser eines stillen Bergsees langsam dahin. Sein mildes Licht löste allmähig die hohe geistige Anspannung, in der sich der einsame Reiter nun schon seit zweimal vierundzwanzig Stunden befand. Freundlichere Bilder und Gedanken tauchten in ihm auf und drängten die politischen und kriegerischen Erwägungen zurück. Er hatte Else und ihre Mutter noch gesprochen, bevor er zu Pferde gestiegen war. Nun vergegenwärtigte er sich wieder das klare, tiefe und bei allem Ernste doch so weibliche milde Wesen des edel schönen Mädchens, er hatte sie lieb gewonnen wie eine junge Schwester, und er dachte daran, daß, so heftig gährend auch die Gegenwart, die Zukunft Deutschlands geborgen sei, so lange es noch solche Frauen wie Else besaß. Sie leitete ihn zu seinem eigenen Weibe hinüber und das bevorstehende Wiedersehen von Frau und Kind, wenn es auch nur kurz sein konnte, veranlaßte ihn, seinen Gaul, den er in einen gemächlichen Schritt hatte fallen lassen, wieder anzutreiben. Auf vielfach sich kreuzenden Landwegen erreichte er über Rottendorf und Lengfeld das Stammhaus der Grumbach's, als die Sonne zu seiner Rechten schon seit einigen Stunden heraufgekommen war und den alten Truchbau mit ihrem Lichte verjüngte.

Rimpar lag innerhalb der scharfen Biegung, mit welcher die von Osten kommende Bleichach gen Süden sich wendet, um bei Würzburg in den Main zu münden, nachdem sie ein liebliches Thal zwischen mächtigen Höhen in vielfachen Windungen durchstossen hat. Der Boden, auf dem die sehr geräumige Burg stand, erhob sich nur wenige Fuß über den Spiegel des rasch hingleitenden Flüsschens, das ihre Mauern und Thürme im Norden und Westen bespülte. Fester als durch die Natur war Rimpar durch die Kunst; seine Ringmauern, Thürme und

Thore waren von einer erstaunlichen Dicke. Ob sie aber den Ungeheuern von Mauerbrechern, wie der Scharfmeße, der Nachtigall, der Slingerin, die eben das Licht der Welt zu erblicken begannen, zu widerstehen vermochten, mußte sich erst noch ausweisen. Die Zerstörungswuth ist erfindungsreicher als die Vertheidigung und daran sind bis jetzt noch alle Völker zu grunde gegangen. Der Haupteingang zur Burg befand sich auf der Westseite, wo in geringer Entfernung von ihr die elenden Hütten des Dorfes Rimpar am Fuße einer Höhe sich hinstreckten. Gen Norden, jenseits der Bleichach, bedeckte der Gramschayer Wald, der westlich an den Main lehnte, unabsehbar das Hügelland.

Auf diesen und das Dorf schauten die Fenster der beiden Stuben, die Frau Barbara Geher bewohnte. Es waren dieselben, die sie schon als Mädchen behaust hatten. Vor den westlichen Fenstern befand sich ein plumper Balkon und darunter lag der kleine Burggarten. Die Stallungen, Vorrathshäuser und Knechtwohnungen lagen auf der Ostseite. Das Schloß selbst bildete ein Viereck mit einem hohen Warthurm, dem Bergfrit, in der Mitte.

Frau Barbara winkte dem Gatten, als er durch das äußere Burghor einritt, ihren Willkomm vom Balkon zu. In einem Morgenrothe von weißem Linnen, umwogt von ihrem rothblonden Gelock, die Wangen hochgeröthet, so stand sie droben. Sie hatte sich eben das Haar ordnen wollen, als sie seine Einlaß begehrende Stimme vernahm, und war hinausgeflogen. Einige Augenblicke später schloß er ihre hohe, volle Gestalt in seine Arme. „Gott sei Dank, daß Du endlich da bist,“ seufzte sie auf und schaute ihm in die ernstesten Augen, die voll Liebe auf ihr ruhten. Es verrieth sich in den Worten mehr als die Sehnsucht nach ihm, die ihr fast unerträglich geworden war, seit ihr Bruder ihr seinen letzten Gruß gebracht und sie nun jeden Tag sein Kommen erwartete hatte. Sie fühlte sich von einer drückenden Last befreit, der Last der Einsamkeit und der Unthätigkeit. Denn war Rimpar auch ihr Vaterhaus, so hatte sie doch in demselben nichts mehr zu schaffen, nicht mehr in die Wirthschaft einzugreifen, wie vor ihrer Verheirathung und wie sie es auf Siebelstadt gewohnt war.

Den Gedanken an die Gefahren, von denen ihr Gatte fortwährend umringt war, hatte sie mit großer Fassung ertragen, Trost, Muth und Kraft in ihrem Kinde suchend und findend, wann ihr das Herz schwer war. Sie liebte ihren Gatten, gewiß, und sie verehrte und bewunderte seinen reinen, großen Charakter. Aber die höchste Liebe der Frau ist nicht diejenige zu ihrem Gatten, sondern die zu dem Kinde, das sie ihm geschenkt hat, und sie ist auch die reinste. Zu diesem ihrem größten Schätze mußte er Frau Barbara zuerst folgen, nachdem sie ihm mit froher Geschäftigkeit Knappendienste geleistet und ihm gelolten hatte, die Rüstung ablegen. Den schlanken Zeigefinger an die Lippen legend, damit er kein Geräusch mache, führte sie ihn in die Schlafkammer, wo die Wärterin, die sie aus Siebelstadt mit sich genommen, an dem Bettchen des Kindes saß. Die Frau wollte ihm den Rockzipfel fassen; er litt es aber nicht, sondern gab ihr die Hand und sie blieb neben dem Paar stehen und suchte in den Mienen des Vaters die Rückstrahlung ihres Stolzes auf das Kind. Der Kleine hatte den Tag früher als die Hähne angekräht und holte jetzt das Versäumte nach. Das Köpfelein mit den rothblonden Lockchen, die so fein wie Spinnfäden waren, in die linke Hand geschmiegt, während die rosigfleischige Rechte geballt auf der Federdecke ruhte, die runden Wängelein vom Schlafe roth wie Aepfel, so lag er gleichmäßig athmend da. Hand in Hand blühte das Paar auf ihn, die Mutter mit zärtlich stolzen Augen. Der Vater fürchtete, ihn durch seinen Kuß zu wecken; er küßte dafür die feinen Lippen der Mutter.

„Ist er nicht groß und stark geworden?“ fragte diese, und er pflichtete ihr scherzend bei: „O, ein Hercules in der Wiege!“

Die Wärterin nickte befriedigt, und Frau Barbara versicherte:

„Er fängt auch schon an zu sprechen.“

„Natürlich in der Muttersprache,“ neckte Herr Florian.

„Ich meine, in derjenigen, die nur das Mutterohr versteht.“ Die Wärterin schüttelte protestirend den Kopf. Frau Barbara drohte ihm lächelnd mit dem Finger. „Aber komm,“

sagte sie, „Du mußt jetzt auf den nächstlichen Ritt Dich stärken und auch ruhen.“

Er war es zufrieden und sie stiegen von der Wohnstube aus die steinerne Wendeltreppe in das erste Stockwerk hinunter, wo sich das gemeinschaftliche Wohn- und Wohnzimmer befand. Es war ein großer Raum, in dem seit einem Menschenalter nichts erneuert worden war und der einen mehr unfreundlichen als behaglichen Eindruck machte. Hier hatte Florian Geyer seine Frau kennen gelernt. Damals hatte er nicht darauf geachtet, wie dunkel die Ledertapeten mit dem verblichenen Golddruck, wie tiefgebräunt die dicken Eichenbalken der Decke waren. Er sah es auch jetzt nicht, noch daß die Sessel und Bänke alt und abgenutzt, die Ueberzüge und Stüchereien verblichen und auch wohl zerrissen waren. Schwarz gähnte der weite Kamin, in dem man einen ganzen Hammel am Spieße hätte rösten können. In der Mitte des Zimmers, wo ein hölzerner Hirschkopf mit einem natürlichen Geweih von sechzehn Enden als Kronleuchter herabhängt, stand eine große Tafel von beinahe schwarz gewordenem Eichenholz auf plumpen gewundenen Beinen.

Nur eine kleine Weile und Frau Barbara hatte ihn mit Hilfe einer Magd, die ihr folgte, mit einem geräucherten Schweineschinken und kalten Rindsbraten sammt Zubehör besetzt. Frau Barbara legte ihrem Gatten vor und freute sich, daß es ihm so gut schmeckte. Nach einiger Zeit aber bewölkte sich ihre weiße Stirn und sie seufzte. Wie er darob fragend zu ihr hinüber sah, sagte sie mit bebenden Lippen: „Verzeih' mir! Ich dachte daran, wann endlich wir wieder unter unserm eigenen Dache bei Tische sitzen werden. Wir waren so glücklich auf Siebelstadt.“ Ihre blauen Augen füllten sich mit Thränen.

„Ich wollte, daß ich Deine Frage bestimmt beantworten könnte,“ erwiderte er mitleidig. „Wir müssen ausharren! An Frieden ist nicht eher zu denken, als bis der Feind niedergezungen ist. Ich hoffe, es ist dieses der letzte Gang mit ihm.“

Vom Hofe herauf erschollen Hufschlag, Rüdengebell und laute Rufe.

„Das ist Wilhelm,“ sagte die junge Frau. „Er hat jeden Tag gefragt, ob ich nicht wüßte, wann Du kommst. Ich lasse Dich mit ihm allein. Wir haben in seiner Gegenwart doch nichts von einander.“

Als ihr Bruder, der im Jagdanzuge war, hereintrat und seinem Schwager zum Gruße die Hand reichte, die wie immer kalt-feucht sich anfühlte, verließ sie die Wohnstube, ohne daß er einen Versuch gemacht hätte, sie zurückzuhalten.

„Du kommst von der Jagd?“ fragte Florian Geyer, während Wilhelm von Grumbach sich auf den früheren Platz seiner Schwester setzte und deren von ihr unbenutzt gebliebenen Bedekes sich bedienend, den Becher füllte.

„Was soll man denn sonst treiben?“ erwiderte er und trank und schnitt sich darauf ein tüchtiges Stück von dem Rindsbraten ab. „Eine schöne Jagd übrigens! Die Herren Bauern schießen mir das Wild zusammen und ich hab' das Nachsehen. Sie haben ja ißt das Recht dazu.“

„Was man sonst treiben soll, fragst Du?“ bemerkte Florian Geyer. „Aber ich dachte, wir hätten das in Heidingsfeld besprochen. Du haßt also die Bauern auf dem Walde noch nicht aufgemahnt?“

„Ist mir nicht eingefallen,“ trockte sein junger Schwager. „Weißt Du, was ich auf Rimpar für eine Bescheerung fand, als ich vom Marienberg heimkam? Vier von unseren Burgen hatten die Bauern unterdessen zerstört: Essensfeld, Pleischach, Altenhohenbach und Geroldshofen. Und da sollte ich den Kosmuden noch ein gut Wort geben?“

„Du vergiffest, daß Du damals noch in den Reihen ihrer Feinde standest, und daß diese Kosmuden heute Deine Waffenbrüder sind,“ ermahnte ihn Florian Geyer mit gerunzelter Stirn.

„Solch' Waffenbrüder soll der Teufel holen,“ grollte der Junker. „Sag' mir lieber, wie es in Würzburg steht, anstatt mir die Leiden zu lesen. Bin dazu halt zu alt.“

„Trotzdem muß ich Deine Unbotmäßigkeit aufs schärfste rügen,“ sprach sein Schwager streng. „Wie soll das Ganze wirken, wenn die einzelnen Glieder versagen? Und in welcher Welt lebst Du, daß Du von Würzburg nichts weißt? Ist's doch nit viel über eine Stund' bis dort. Nun, der Truchseß Jörg steht vor der Stadt.“

Wilhelm von Grumbach starrte ihn groß an. „Und Du hier?“ fragte er nach einer kleinen Weile ungläubig.

„Eben darum!“ Florian Geyer schob Kessel und Becher

von sich und theilte ihm mit wenig Worten die Niederlage der Bauern bei Königshofen und Ingolstadt mit. Wilhelm schenkte von seinem Stuhle auf, so daß dieser hinter ihm zu Boden polkerte. „Du bist auf der Flucht?“ zischte er mit hochrothem Gesicht. „Und das ist das Ende? O, ich Dummkopf!“ Er schlug sich mit geballter Faust vor die Stirn.

„Dein Spiel mag zu Ende sein, meines ist es nicht,“ versetzte Florian Geyer und fügte mit einem Anfluge von Geringschätzung hinzu: „Nu, der Bischof wird Dir ja nach wie vor ein gnädiger Herr sein.“

(Fortsetzung folgt.)

Aus der Vergangenheit des norddeutschen Flachlandes.)

(Schluß.)

Wie lange diese Vereisung dauerte, ist unbekannt, doch endlich nach langer Zeit war ihre Macht gebrochen, und das Inlandeis begann in einer milderen Temperatur abzuschmelzen. Das norddeutsche Flachland wurde eisfrei, und auf den Sanden, Gränden und Mergeln der Grundmoräne, wie sie sich unter dem Einflusse der Gletscherwasser gebildet hatten, siedelten sich die Pflanzen wieder an, und die Thiere folgten ihnen und durchstreiften das Flachland. Auch der Mensch stieg in dieser zweiten Interglacialzeit, mit Keule, Knochenstücken und Steinwaffen bewaffnet, in die norddeutsche Tiefebene hinab.

Doch noch einmal, zum dritten Male, setzte sich das Nordlandeis in Bewegung und wälzte seine Grundmoräne, das organische Leben begrabend, in das deutsche Flachland hinab. Die Eismassen erreichten nicht wieder ihre frühere Mächtigkeit, sondern es ragten, z. B. auf der Insel Bornholm, einzelne Felsen aus dem Eise heraus und bildeten „Arctaters“, wie die Eskimo solche, das Inlandeis durchbrechende Felsen nennen. Auch die Ausdehnung der Vereisung war geringer. Ihre Südgrenze setzte am Nordrande des heutigen Ruidersees ein und verlief in einem flachen Bogen am Wesergebirge vorbei über Braunschweig, Magdeburg, Sonderswerda, Bries und Oppeln nach Polen hinein. Das Vordringen des Eises war von den gleichen Erscheinungen begleitet, wie früher. Wo das Inlandeis über festen Felsen wanderte, da grub es wieder Schrammen in seiner Bewegungsrichtung ein, die diesmal ost-westlich lief, so daß sich die neuen Schrammen mit den alten wie bei Welpse und Müdersdorf und an anderen Orten unter einem Winkel schnitten. Endlich hörte auch diese Eiszeit auf, und das Inlandeis schmolz, mit manchen Pausen zwar, doch im ganzen unaufhaltsam während der Postglacial- oder Racheiszeit zurück, nicht ohne in seinem Scheiden durch die Gletscherwasser noch mancherlei Spuren im Boden des norddeutschen Flachlandes zurückzulassen.

Die Gletscherströme und -Bäche wuschen die obere Schicht der Grundmoräne durch und trennten den feinen Sand vom groben. Dieser blieb als Decksand auf den Plateaus und Höhen liegen, während jener in die Thäler geschwemmt und dort als Thalsand abgelagert wurde. Am Haupttrande des Inlandeises und überall, wo dieses bei seinem Rückgange längere Zeit stillstand, wurden die Endmoränen wallartig als langgestreckte, bisweilen bis auf 100 Km. zu verfolgende, 100 bis 300 Meter breite Erhöhungen aufgeworfen. Ihr Inneres besteht aus dichter Blockpackung, Sanden, Mergeln und kleinen Geschieben. Sie treten hin und wieder zu mehreren in größeren oder kleineren Abständen hintereinander auf, z. B. südwestlich von Stettin nach Berlin zu, wo man drei annähernd parallel verlaufende Endmoränen kennt. Ueberall bilden diese Endmoränen flache Bogen, die ihre konkave Seite dem einstigen Inlandeise zuwenden. Vor ihnen liegt ein flaches, sandiges, von Rinnen durchfurchtes Vorland, und hinter ihnen setzt die Grundmoräne-Landschaft mit den Stauseen und Torfmoor-Bildungen ein, der sich langgezogene Hügel von Decksand, mit erraticen Blöden, den großen nordischen Geschiebestüden, überläßt, und dazwischen in den Einseitungen abflußlose Weiher und Seen anschließen.

Die erraticen Blöcke, Findlinge oder Wanderblöcke sind für unser Berggletscherungsgebiet sehr charakteristisch. Ihre Größe ist bisweilen sehr beträchtlich und kann in Deutschland bis zum Gewichte von mehreren tausend Zentnern steigen. So ist z. B. die etwa 1500 Zentner schwere und fast 7 Meter breite Granitkale vor dem Berliner Museum in einem Stücke aus einem nahezu zehnmal so viel wiegenden Geschiebeblöde gemischt. Typisch sind sodann auch für das ehemalige norddeutsche Vereisungsgebiet die vielen Landseen, denen geneigt der Seenstranz im einstigen alpinen Gletschergebiete entspricht, und die ihr Seitenstück im Seenreichtum Kanabas, der alten nordamerikanischen Gletscherlandschaft, haben. Zu den Stauseen, die sich hinter den Endmoränen ansammelten, gesellten sich die Grundmoränenseen, flache, meist abflußlose Becken, die das Inlandeis durch Herausarbeitung der weicheren Theile des Untergrundes schuf, und die langgestreckten, von den Gletscherströmen herausgewaschenen Rinnenseen, Ausbuchtungen von Stromläufen. In auffällender Weise begleiten solche Rinnenseen noch heute einige Flußläufe, wie Havel, Spree, Plöen u. a., oder verrathen in ihrer fettenartigen Anordnung den Lauf alter Flußthäler.

Zur Zeit der Abschmelzung des Inlandeises nahmen die norddeutschen Ströme eine wesentlich andere Richtung als heute und

mündeten sämmtlich in die Nordsee. Südlich vom Flemming lag das Thal der schwarzen Elster, das von Süden die Elbe aufnahm und im Westen den Flemming nordwärts umging. Nördlich von diesem Höhenzuge stieß es auf das Glogau-Elbe-Thal, das die Wasser der oberen Oder von Glogau aus über den Spreewald und die Niederungen der Lausitz zur Elbe führte. Ein Theil des Wassers dieses Diluvialstromes bog schon früher nach Norden im Bette der urteren Havel ab und traf mit dem Berlin-Warzhauer und dem Eberswalde-Bromberger Thale zusammen, von denen jenes die Weichsel oberhalb Warzhau über den Obrabruch und Berlin, dieses die Wasser der mittleren Weichsel durch das Nehe-Warthe-Thal und den Obrabruch mit der Elbe verband. Ihren heutigen Unterlauf erhielten die norddeutschen Ströme erst später, sei es, daß er durch seculare Bodensenkungen und Hebungen oder durch Anschwemmungen entstand, oder daß ihm die letzten, nach Süden abfließenden Gletscherströme das Bett herauspülten.

Das Inlandeis war verschwunden, das Gletscherwasser verlaufen, die Diluvialzeit ging zu Ende, und den Uebergang zu einer neuen Zeitperiode, zum Alluvium, bildete die ausgedehnte Versteppung Norddeutschlands. Das zuvor verödete Flachland wurde zu einer von Sümpfen unterbrochenen Steppenlandschaft, auf der eine Tierwelt lebte, wie sie heute die westsibirischen Steppen haben. Ueber die norddeutschen Steppen wehte der Wind und führte den aufwirbelnden feinen Steppenstaub mit fort, bis er ihn im Vorlande der mitteldeutschen Gebirge zum Lössboden zusammensetzte. Das Klima wurde milder; die Steppe wich dem Walde, der nach und nach das Land immer dichter überzog. Die Thierwelt änderte sich und wurde der heutigen immer ähnlicher. An der Umformung des Bodens, der Flußläufe, der Küstenlinien arbeiteten das fließende Wasser, die Meereswellen, der Regen, der Wind und die secularen Bodenschwankungen, ganz wie wir es heute beobachten. Der älteren Steinzeit folgte die jüngere; auch diese gehört schon seit mehreren Jahrtausenden der Vergangenheit an.

Ueber dem norddeutschen Flachlande ging die Sonne der Geschichte auf, und mit ihr wurde der Mensch zu einem Faktor im Verdexprozeß des Landes. Unter seiner Hand wurden dichte Urwälder in üslichen Ackerland verwandelt; er regulirte die Verbreitung der Pflanzen nach seinen Bedürfnissen, er führte neue Pflanzen von fernher ein; nach seinem Willen mußten die ihm schädlichen Thierarten aussterben; seine Hand legte Sümpfe trocken und grub dem Wasser künstliche Wege und warf Dämme zum Schutze des vom Wasser bedrohten Landes auf. Während so der Mensch dem Lande den Stempel seines Willens aufdrückte, walteten in der Natur die bodenumbildenden Kräfte fort. Wer weiß, wie der Wanderer, der sich jetzt vom Granitblode zum Weiterfahren erhebt, das norddeutsche Flachland finden wird, wenn er es als Egidher, der Ewigjunge, nach tausenden, nach zehntausenden von Jahren in einer neuen geologischen Zeit wieder besucht.

Kleines Feuilleton.

— **Weiber mit fruchtbarem Boden.** Der „Frankf. Jtg.“ schreibt man aus Lothringen: Bei einer Wanderung durch Deutsch-Lothringen blühten wir kürzlich im Gasthause eines kleinen Städtchens auf ein rothes Plakat an der Wand, dessen Inhalt zunächst überaus sonderbar anmuthete. Es war darnach in der Amtsstube des Notars S. in V. zu verpacken „der Weiber von O., gelegen im Canton V., mit einem Flächeninhalt von fast 47 Hektar, mit außergewöhnlich fruchtbarem Boden, bei dem jede Dünung jahrelang überflüssig, zur Fischzucht ebenfalls sehr geeignet“. Der Weiber ist weiterhin „mit keinem Servitut belastet“ und nahe an Bahn und Chauffee gelegen. Wir lernten damit einen interessanten Wirthschaftsbetrieb kennen, der unseres Wissens im übrigen Deutschland nirgends in dieser Art sich wiederfindet. Auf unsere Fragen wurden wir in der liebsten würdigen Weise dahin belehrt, daß zahlreiche größere und kleinere Weiber in Lothringen abwechselnd zur Fischzucht und zum Getreidebau verwendet werden. Gewöhnlich sind sie fünf Jahre lang mit Wasser gefüllt; zu Beginn der „Wasserperiode“ waren Fische eingeseht und dann wird je nach der Intelligenz und Kapitalkraft des Besitzers die Fischzucht rationell durchgeführt. Nach fünf Jahren wird der Weiber vollständig ausgefischt und das Wasser abgelassen. Alsdann stellt der Boden des Weibers eine große Trockenmulde vor, die an allen Seiten sich von dem Lande her langsam vertieft; die niedersten Stellen der Weiber, die wir kennen lernten, mögen etwa 2½ bis 3 Meter tief sein. Nummehr folgt eine Periode trockenen Wirthschaftsbetriebes von etwa drei bis vier Jahren. Im ersten Jahre wird Hanf oder Flachs, meistens auch Hafer dazu gepflanzt, im zweiten Jahre folgen Weizen, Gerste oder Roggen, im dritten dann Kartoffeln und Runkelrüben und dergl. Nach Ablauf der drei oder vier landwirthschaftlichen Jahre wird die weite Mulde wieder mit Wasser gefüllt und mit Fischen besetzt.

t. **Bakterien als Photographen.** Professor Frankland, ein bedeutender englischer Forscher, hat eine ganz merkwürdige Entdeckung gemacht, die er neulich der königlichen Gesellschaft in London mittheilte. Es sind ja in der letzten Zeit zahlreiche Stoffe gefunden, die auf die photographische Platte wirken, und Russell hat diese Eigenschaft sogar bei den verschiedensten Metallen, bei Pappe, Holz und allen möglichen Gegenständen nachgewiesen. Daß aber auch die Bakterien sich als Photographen entpuppen würden, das hat gewiß doch niemand erwartet. Es giebt verschiedene Bakterienarten,

die im Dunkeln zu Leuchten vermögen, und von diesen ist es gar nicht so wunderbar, daß sie sich in Abwesenheit jedes Lichtes auf der photographischen Platte abzubilden vermögen. Aber auch andere Bakterien, an denen keine Spur von Leuchtstoff im Dunkeln zu bemerken ist, wirken mehr oder weniger auf die lichtempfindliche Platte. Und nicht nur, wenn die Bakterien direkt auf die Platte gelegt werden, sondern auch, wenn sie sich in einiger Entfernung von derselben befinden, trifft diese Wirkung ein. Man könnte schier auf den Gedanken kommen, daß auch die Bakterien eine besondere Strahlenart aussendeten, also „Bakterienstrahlen“; diese Vermuthung wird aber dadurch widerlegt oder doch unwahrscheinlich gemacht, daß eine Glasplatte, die zwischen die photographische Platte und die Bakterien geschoben wird, das Zustandekommen des Bakterienbildes verhindert. Frankland weist darauf hin, daß diese Eigenschaft vielleicht zur Unterscheidung verschiedener Bakterienarten benutzt werden könnte.

Geschichtliches.

dg. **Drei Streikverordnungen aus dem 18. Jahrhundert.** Friedrich Wilhelm I. von Preußen, der „Soldatenkönig“, erließ am 14. Dezember 1735 eine Verfügung, weil: „Uns verschiedene Klagen vorgekommen, daß in unsern Residenzien nicht nur der Muthwille der Meurer und Zimmerleute und viele deßhalb eingeriffene Ordnungen, sondern auch die Ueberlegung des Lohns und andre Verdrüßlichkeiten dergestalt überhand genommen haben, daß solchen mittels einer guten Ordnung vorzukommen und zu begegnen höchst nötig und dienlich erscheint. Also haben WSM die folgende Ordonance einrichten und folgegehörig publiciren lassen wollen, damit die widerspännigen Meurer und Zimmerleute sich darnach ein fuer allemal allergehoriamst richten und sich fuer der hiermit angedrohten Straffe, so in Pranger stehen festgesetzt wird hueten moegen. § 1. der „Ordonance“ verlangt sodann: Zuerst steht in der Bauherrn Willen, ob sie die zu verfertigende Arbeit verdingen oder um Tagelohn arbeiten lassen wollen. Es geschehe nun auch wes Art es wolle, so lieget deren Handwerkern ob, ihre Arbeit tüchtig und mit aller Treue und Fleiß zu vollbringen und darunter des Bauherrn Bestes nach allem Vermoegen mit zu suchen.“ § 2 verbietet den Meurern das „Brantweinlaufen“; selbst der Verkauf von solchen an die Arbeiter wurde verboten. „Wer sich (von den Arbeitern) untersteht, selben zu fordern oder sich vor sehn eygen Geld vollzusausfen, soll, so oft er darueber betreten wird oder deßhalb Klage gefuehret wird, in einen Gulden Straffe der Obrigkeit verfallen sein.“ Interessant sind die weiteren Festsetzungen des Lohnes. Der „Meurer“ erhielt, wenn er „dabey gespehet“ 4 Groschen und 4 Quart Bier von Oetern bis Michaelis, in den kürzeren Tagen aber nur 3 Gr. 6 Pf. und in den ganz kurzen 3 Gr. und 3 Quart Bier, ebenso bekam der Geselle. In den langen Tagen begann die Arbeit „praecise des Morgens früh um 4 Uhr“ auch sollten sie „vor 7 Uhr des Abends davon nicht wieder abgehn, auch des Mittags sich nicht ueber eine Stunde bey den Essen aufhalten, oder sich gewärtigen, daß ihnen der Bau Herr ihres Nuehziganges halber Abzuege macht.“ Wenn es erst nach 4 Uhr Tag wird, fängt die Arbeit mit dem Tage an, und hoeret auch zu der Zeit, wenn es um 7 Uhr Abend wird, erst wieder auf.“ Leider hatten die „Meurer und Zimmerleute“ vor dieser „ein fuer allemal“ festgesetzten Ordnung gar keinen Respekt. Da sie indessen auch nicht gern an den Pranger wollten, thaten sie das Klügste, was sie thun konnten, sie — verließen Berlin und wanderten nach Magdeburg aus. Dies befragte dem selbst sehr baulustigen König indessen erst recht nicht und schon am 23. Februar konnte er denn auch melden, daß er sich „mit dem Administrator des Erz Stüttes freund vetterlich verglichen, daß keiner der „aus unsern Residenzien entwichnen Meurer und Zimmerleute allort aufgenommen werden solle, er habe denn von seinem Bauherrn ein beglaubigtes Dokument vorzuzeigen. Die entwichnen Meurer und Zimmerleute sind weither ebenmaeffig anzuhalten und in Haft zu nehmen und sollen deren Klagen ueber Lohn und dergleichen, so sie vorzuschuehen haben moegen, vor seinem andern, als der obersten Gerichtsbehoerde des Orthes, allwo sie in Arbeit gestanden, ventiliret und decidiret werden.“ Ferner, damit dem weglassen der Meurer und Zimmerleute aus unsern Residenzien, wosern die Bauherrn ihnen ihre Ueberlegung nicht genehmigen können, desto mehr gesteuert und gewehret werde, so sollen alle diejenigen, so zu Auhretung Vorschub thun und sie verleiteten, nach Ermessung der Obrigkeit, unter welcher sie unmittelbar gesehen, mit Gefängniß oder Gelde gestrafft werden.“ Als auch dieses Mittel noch nichts half, im Gegentheil immer mehr „Meurer“ fortließen und statt ihrer „Fuscher in das Handwerk“ eintraten, verfügte der König am 21. Juni, daß „denen sämmtlichen Soldaten, so in wirtlichen Diensten stehen und das Meurerhandwerk gelernet, verstatet sein soll, auf dem Bau zu arbeiten bis sich die Unordnung geleeget“. Es wurde aber auch von ihnen erwartet, „daß die Arbeit mit allem Fleiß, Treue und Sparsamkeit verrichtet und nicht verdorben werde, widrigenfalls es den Bau Herrn aus ihrem Lohne bezahlet werden müßte.“

Völkerrunde.

gk. **Von den merkwürdigen mythologischen Vorstellungen der Australneger** wird in der „Westminster Review“ einiges Neue erzählt. Die Australneger glauben an zwei Gottheiten, Molkarra, den Adler, der ihnen die Macht des Guten repräsentirt, und Kilparra, die Krähe, die Gottheit des Bösen. Beide herrschen über den Menschen, und jede will auch an seiner

Erkaffung theilhaftig sein. Daraus erklärt sich die Doppelnatur des Menschen; je nachdem die gute oder böse Gottheit mehr Antheil hat, überwiegt das Gute oder Böse in ihm. So haben die beiden Gottheiten auch den ersten Menschen, Bundel, zusammen erschaffen. Der fühlt sich aber bald einsam und bittet sie um einen Gefährten. Der zweite Mensch wird erschaffen und erhält den Namen Karveen. Amüsant ist die Legende, die der Volkstamm der Belhando über die Erschaffung der Frau hinzufügt. Bundel und Karveen erzürnen sich, und jeder bittet nun die beiden Götter um einen anderen Gefährten. Ihre Bitten werden erhört. Während des Schlafes schneiden die beiden Gottheiten jedem eine Lode ab und erschaffen daraus zwei Frauen. Unglücklicherweise aber erhält jeder die Frau, die aus der Lode des Andern hervorgegangen ist, ein Mißgeschick, auf das die Australneger die Thatsache des weiblichen Wankelmuths zurückführen. In all den australischen Mythen erscheint die Krähe den Menschen feindlich gesinnt. So bietet die folgende eine interessante Parallele zur Prometheus-Sage: Toordt, der Sohn Mokuwarra's, lehrt die Menschen, wie man durch Reibung Feuer erzeugt. Dafür wird er von der Krähe auf dem Grunde des Sees Tyrill an einen Pfahl gebunden und von Congoola, dem Krebs, an Händen und Füßen festgehalten. Mokuwarra aber befreit ihn. Er kehrt in den Himmel zurück und läßt als Stern Canopus weiter seinen wohlthätigen Einfluß auf die Menschen. An Toordt knüpft sich auch eine Mythologie, die einige Aehnlichkeit mit christlichen Vorstellungen hat. Die Krähe wollte die Menschen vertilgen, aber die Gottheiten Toordt und Tarr, die Söhne von Mokuwarra, opferten sich für sie. Sie nahmen unter den Stämmen von Nord-Queensland menschliche Gestalt an und lehrten die Menschen die Kunst, Häuser zu bauen und Feuer zu erzeugen, um sich gegen die Verfolgungen der Krähe zu schützen. Sie werden dafür von der Krähe verfolgt und getödtet. Daraus entspringt sich der letzte große Kampf zwischen Mokuwarra und Kilparra, über den wieder zahlreiche Legenden verbreitet sind. In den meisten Variationen dieser Sage siegt die Krähe, nur in der Vorstellung der Gipsland-Schwarzen wird schließlich Kilparra endgiltig von Mokuwarra überwunden.

Astronomisches.

— ss. — 243 neue Sternnebel wurden von dem amerikanischen Astronomen Lewis Swift innerhalb der letzten drei Jahre an der Lowe-Sternwarte auf dem Echo-Berge in Kalifornien entdeckt. Der größte Theil dieser neuen Himmelskörper, von denen Swift eine Zusammenstellung in den „Astronomischen Nachrichten“ giebt, gehört dem südlichen Siernenhimmel an. Einige davon bieten nach der vorläufigen Schilderung ein eigenartiges Bild im Fernrohre dar. Da ist z. B. ein Nebel, der zu einem Theil schon von Dunlop entdeckt und von John Herschel in seinem Katalog angeführt wurde; Swift hat nun noch einen bisher unbekanntem Theil dieses Nebels bemerkt, der vielleicht aber auch einem besonderen Nebel angehören könnte, so daß dieses Gebilde aus zwei getrennten Theilen bestehen würde. Swift nimmt das letztere an, und die beiden Nebel wären dann stark gegen einander geneigt, so daß der schwächere den helleren etwas überdeckt. Dann werden zwei weitere Himmelskörper zum ersten Male erwähnt, die vielleicht für die Astronomie eine ganz neue Erscheinung sind. Sie gleichen einem schönen hellen Doppelsterne aus zwei außerordentlich kleinen nebeligen Scheiben bestehend, die jeden etwa an den Anblick des Planeten Uranus erinnern. Während dies einen auf merkwürdige Weise verbundenen Doppelnebel darstellt, scheint ein anderer der neuen Himmelskörper ein wirklicher Doppelstern zu sein, dessen beide Theile aber von Nebelmassen umgeben sind. Dann ist weiter von zwei ganz merkwürdigen Dingen zu berichten: es sind dünne, einem Haare vergleichbare Nebellinien, von denen die eine ganz gerade und von großer Regelmäßigkeit ist, während die andere bei genauerer Untersuchung im mittleren Theile eine schwache Aufblähung erkennen läßt. Ein anderer Nebel im Sternbild des Einhorn ist auf einer Seite wie eine Bürste verbreitert, ebenfalls eine ganz neue Erscheinung. Außerdem sind noch aus der langen Liste fünf weitere doppelsternähnliche Nebel hervorzuheben, weiterhin ein prachtvoller Vertreter eines Nebelsterns und ein sehr großer Nebel, der in seiner hinteren Hälfte eine große Zahl kleiner Sterne enthält, während in der vorderen Hälfte kein einziges Sternchen sichtbar ist.

Technisches.

to. Zur Entwicklung der Elektrotechnik in den letzten 15 Jahren. Einen sehr interessanten Einblick in die Entwicklung der gesammten Elektrotechnik erhält man, wenn man die heutigen Herstellungspreise für die wichtigsten elektrischen Maschinen und Apparate sowie den elektrischen Strom selbst, mit den im Jahre 1882 für dieselben Gegenstände gezahlten Preisen vergleicht. Damals kostete die gleiche Menge elektrischer Energie, deren Herstellung heute 4.1 Pfennige erfordert, noch 32 Pf., also fast das Achtfache! Für eine Glühlampe, die heute ca. 70 Pf. kostet, mußte man damals noch 4.25 M. zahlen; dabei gaben die damaligen Lampen nur etwa zwei Drittel der Lichtmenge, die heute die Glühlampen bei gleichem Stromverbrauch liefern. Der Preis der Dynamo-Maschinen ist ebenfalls ganz kolossal gesunken, so daß man heute nur noch ein Zehntel des früheren Preises zu zahlen braucht. Die Wirkung der Elektromotoren hat sich bei gleichem Gewicht auf das Dreifache gehoben und die der Akkumulatoren von

70 pCt. auf 85 pCt. Erst dadurch ist die Entwicklung der elektrischen Straßenbahnen möglich geworden, und die Einführung der Elektromotoren in die Industriebetriebe. Auch in der Uebertragung der elektrischen Energie auf weite Entfernungen sind großartige Fortschritte gemacht worden, so daß in Amerika eine Uebertragung auf 136 Kilometer tadellos arbeitet. —

Humoristisches.

— „Aufreizung zum Streik.“ Richter: „Ist es wahr, daß Sie Ihren Fabrikherrn einen Zuchthäusler genannt haben?“

Arbeiter: „Na, i hab' mir g'sagt, mit dö Lohnabzäg, wann er net aufhört, nacha reizt er uns zum Streik, und wer zum Streik reizt, kimmt ins Zuchthaus. Dös hab' i g'sagt!“ —

— Ein Kanadier. „Wofu so vilie Policemen? — In London, in Paris, in New-York — große Städte! — nicht so vilie Policemen fuzammen as in Berlin.“

„Det is nun man blos von wejen die öffentliche Sicherheit.“
„Berliner Volk muß sein sehr unwillfürte Volk, sehr rohe Volk, daß ist nöthig so vilie Policemen!“

„Ne, det stimmt nu man trabe nich. Die Berliner, det sind die Sebildestien von det ganze deutsche Reich.“

„Allright — würde ich, wenn ich wäre Berliner Volk, Regierung verklagen wegen Ehrbeleidigung.“

„Det ooch noch! Denn sizen Se drei Monate von wegen Troben Unfug.“ —

— Frisch. Richter: „Pat, Du bist angeklagt, Rebhühner geschossen zu haben.“ — Wildddieb: „Ew. Ehren, der einzige Vogel, den ich geschossen habe, war ein Hase. Und den habe ich mit meinem Stod todgeschlagen.“ —

Vermischtes vom Tage.

— Ein großes Unglück hat einen Theil der Memeler Fischerflottille betroffen. In der Nacht zum Dienstag erfaßte eine Böe mehrere Boote und brachte sie zum Kentern. Von den 21 ausgefahrenen Fischern ist nur einer gerettet worden. —

— Ein Diebstahl im Werte von zwei Pfennigen beschäftigte am vorigen Mittwoch die Strafkammer in Wiesbaden. Der Fabrikarbeiter F. M. zu Griesheim öffnete den Koffer seines Stubengossen und entnahm zwei Briefcouverts. Das Schöffengericht zu Höchst hatte die Sache an die Strafkammer verwiesen, und M. erhielt nun vier Monate Gefängniß wegen schweren Diebstahls. —

— In einem Dorfe bei Nürnberg wurde eine Madlerin von Burschen vom Nade gerissen. Der Mann, welcher hintennach fuhr, wollte seiner Frau beistehen. Er wurde so zerstoßen, daß er auf der Stelle starb. —

— In Vlasicotinge (Serbien) hat eine Frau innerhalb eines halben Jahres ihren Mann, drei Söhne und drei andere männliche Verwandte vergiftet, um das Erbe ihrem Liebhaber zuzuwenden. —

— Einen kräftigen Widerruf leistet der Mesner von Arth seinem Pfarrer in der „Schwyzer Jtg.“ Da heißt es: „Endesunterzeichneter giebt anmit die Erklärung ab, daß er jene ausgesöhnten und verleumderischen Aussagen, die er zu verschiedenen Malen und an verschiedenen Orten über hochw. Herren Kaplan Baumgartner in Arth ausgestreut hat — feierlichst widerrufe, daß er ferner jene tiefverlehdenden, ja haarsträubenden Schimpf- und Schmähworte, mit welcher denselben oftmals bejudelt hat — öffentlich zurücknehme. Und er bittet ihn demüthig um Verzeihung wegen der Schmach, die er ihm angethan, und für die arge Beleidigung, die er ihm zugefügt hat.“ —

— Das Observatorium auf dem Vesuv ist durch neuerliche Ausbrüche ernstlich bedroht. —

— ... alte Weiswestern! Aus Paris wird der „Fr. Zeitung“ berichtet: Der bekannte Schriftsteller Joris-Karl Huymans, der, wie auch seine letzten Werke bekunden, einer mystischen Frömmigkeit sich ergeben hatte, gedenkt im Departement Wienne, in der Umgebung der alten Abtei von Ligugé, eine Kolonie christlicher Künstler zu gründen. Er hat vor kurzem seinen Posten im Ministerium des Inneren aufgegeben und wird Paris demnächst endgiltig verlassen, um in der Umgebung von Ligugé in stiller Gemeinschaft gleichgesinnter Künstler sein Leben zu beschließen. —

— Einige Theile von Spanien wurden von heftigen Stürmen heimgesucht. In Sevilla kamen sechs Personen ums Leben, mehrere wurden verwundet, zahlreiche Gebäude erlitten Beschädigungen. In Guadia, Provinz Granada, wurden 85 Gebäude zerstört. —

— Ein Schadenfeuer hat in den Millwall-Docks in London eine große Mahlmühle und zwei Lagerhäuser zerstört. Der Schaden wird auf zwei Millionen Mark geschätzt. —

— Nach einer Meldung der „Voss. Jtg.“ hat in Montreal (Kanada) ein Orkan viele öffentliche Gebäude zerstört oder beschädigt. Auf dem Lorenzostrom sind durch den Untergang von Booten viele Menschen umgekommen. —